

Bereits 1955 publizierte die damalige Schülerin Gisela Elsner erste kleine Erzählungen, 1956 erschien das gemeinsam mit Klaus Roehler verfasste Buch »Triboll«, in dem kurze, surrealistische Geschichten versammelt sind. Auch als Gisela Elsner längst eine gleichsam umstrittene wie gefeierte Romanautorin war, ließ sie nicht von der kurzen Form ab. In ihren Erzählungen antwortet Hermann Kafka auf den berühmten »Brief an den Vater« seines Sohnes Franz und eine Traumreise nach Indien wird angetreten. Die Friedensbewegung nimmt Elsner ebenso aufs Korn wie den wütenden Kleinbürger, der seine NS-Vergangenheit verleugnet.

Diese Erzählungen zeugen von der großen Stilistin, der herausragenden Satirikerin und auch von der politischen Denkerin, die Elsner war. In den zwei zusammengehörigen Bänden »Versuche, die Wirklichkeit zu bewältigen« und »Zerreißproben« sind erstmals all ihre Erzählungen versammelt.

Gisela Elsner wurde 1937 in Nürnberg geboren, 1992 nahm sie sich das Leben. Sie veröffentlichte acht Romane, diverse Erzählungen, Aufsätze und Hörspiele sowie ein Opernlibretto. Für ihr Werk erhielt sie etliche internationale Auszeichnungen, darunter den Prix Formentor für ihren ersten Roman »Die Riesenzwerg«.

Seit 2002 erscheint eine von PD Dr. Christine Künzel betreute Werkschau im Verbrecher Verlag. Zuletzt erschienen sind die Romane »Heilig Blut« (2007), »Otto der Großaktionär« (2008) und »Fliegeralarm« (2009) sowie zwei Bände mit Kritischen Schriften: »Flüche einer Verfluchten« und »Im literarischen Ghetto« (beide 2011).

Gisela Elsner

Zerreißproben

Gesammelte Erzählungen
Band 2

*Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Christine Künzel*

VERBRECHER VERLAG

Die Arbeit der Herausgeberin zur Vorbereitung der vorliegenden Sammlung von Erzählungen wurde durch den Deutschen Literaturfonds e.V. gefördert.

Inhalt

DIE ZERREISSPROBE

7

DER ANTWORTBRIEF HERMANN KAFKAS AUF
FRANZ KAFKAS BRIEF AN SEINEN VATER

77

DER MAHARADSCHA-PALAST

93

EINE VERTRACKTE, ABGESCHMACKT ANMUTENDE,
HAARSTRÄUBENDE SACHE, ÜBER DIE MAN NUR DEN
KOPF SCHÜTTELN KANN

115

DER SELBSTVERWIRKLICHUNGSWAHN

131

RÜSENBERG

147

WINZENRIED

151

DER STERBENSKÜNSTLER

159

DIE ZWILLINGE

169

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2013
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag 2013
Einband: Sarah Lamparter, Büro Otto Sauhaus
Satz: Christian Walter
Lektorat: Kristina Wengorz

ISBN: 978-3-943167-05-4

Printed in Germany

DIE ZERREISSPROBE

*Eine Geschichte, die das Leben
hätte schreiben können*

VERWÜSTETE GLÜCKSELIGKEIT

173

VOM TICK-TACK ZUM TICK

183

Versuche, die Wirklichkeit zu bewältigen.
Zum erzählerischen Werk Gisela Elsners

187

Editorische Notiz

211

Textnachweise
und Anmerkungen

215

Einbrecher und Diebe wären mir lieber als die respektablen Herrschaften, die in meine Wohnung eindringen, wenn ich außerhauses bin. Soweit ich es bislang feststellen konnte, wurde mir zwar, abgesehen von drei schmalen Stoffstreifen am Ausschnitt und an den beiden Gürtelenden eines schwarzen Sommerkleids, die allerdings durch drei schwarze Stoffstreifen aus einer sichtlich anderen Stoffart ersetzt worden sind, nicht das Geringste entwendet. Doch Spuren hinterlassen diese ungebetenen Besucher oft genug.

Ob sie dies absichtlich tun, um mich einzuschüchtern, in Angst und Schrecken zu setzen, um mich zu einer kopflosen Handlung zu veranlassen, mit der ich mich unwiderlegbar als das entlarven soll, für was sie mich ganz offenkundig halten, oder ob es trotz ihrer Gerissenheit letztenendes ein gerüttelt Maß an Dilettantismus ist, durch den sie mich von ihrer Anwesenheit während meiner Abwesenheit in Kenntnis setzen, kann ich beim besten Willen nicht sagen.

Bald neige ich zur Ansicht, das erstere wäre der Fall, bald neige ich zur Ansicht, das letztere wäre der Fall. Vermutlich trifft sowohl das eine als auch das andere zu. Denn diese Mischung aus einer Gerissenheit, der etwas Haarspalterisches

anhaltet, und einem Dilettantismus, der sich, wäre das, was hier meines Wissens seit neun Monaten mittlerweile im Gange ist, nicht im höchsten Grade beunruhigend, ja, bedrohlich sogar, als geradezu grotesk bezeichnen ließe, meine ich bei all ihren Manövern und Schachzügen beobachten zu können.

Seit neun Monaten lebe ich in einer permanenten Habachtstellung. Seit neun Monaten bin ich ganz Auge und ganz Ohr. Vor die Entscheidung gestellt, an meinem Verstand zu zweifeln oder mich auf meine Beobachtungen und Wahrnehmungen zu verlassen, habe ich beschlossen, mir auch weiterhin über den Weg zu trauen, all meinen Irrtümern zum Trotz, Irrtümern, die sich, sage ich mir, zwangsläufig durch die extreme Unaufwendigkeit der Geschehnisse ergeben müssen, die sich hier und nicht nur hier abspielen, abgespielt haben und aller Wahrscheinlichkeit nach auch künftig abspielen werden.

Die Tatsache, daß ich überhaupt darauf gekommen bin, daß meine Wohnung zunächst in längeren, dann in immer kürzeren Abständen durchsucht worden ist und ich selbst zunächst wohl recht halbherzig, dann jedoch aus Gründen, die ich trotz aller Grübeleien nach wie vor nicht herausgefunden habe, immer schärfer überwacht worden bin, habe ich einer Reihe verhältnismäßig grober Schnitzer der Herren und Damen zu verdanken, die sich hier seit einem Dreivierteljahr ein Stelldichein geben, wenn sie mir nicht im Fahrzeug und zu Fuß folgen oder mir, bestens informiert, wie sie es sind, über meine Termine, Verabredungen, über das jeweilige Ziel, dem ich im Bus, in der Straßenbahn, in der U-Bahn, im Taxi oder zu Fuß zustrebe, vorausfahren oder vorausgehen.

Denn im Gegensatz zu jenen Verfolgungsjagden, die jeder Mann aus Gangsterfilmen kennt, ist die Fahrbahn hinter mir

nicht nur nicht selten leer. Wie im Märchen vom Hasen und dem Igel sind meine Verfolger, dank des riesigen Apparats, der ihnen zur Verfügung steht, keineswegs auf hellseherische Fähigkeiten angewiesen, sondern mit detailliertesten Kenntnissen ausgerüstet, häufig vor mir am Ziel. Mal allein, mal zu zweit, mal sogar zu dritt oder zu viert sitzen sie in ihren parkenden Wagen und studieren auch nach dem Einbruch der Dunkelheit mit einer beispiellosen Vertieftheit Münchner Stadtpläne, Broschüren oder Zeitschriften, die sie allerdings bei den herrschenden Lichtverhältnissen ganz zweifellos nicht einmal wortweise entziffern können.

Es gibt Tage, da bleibe ich stehen, klopfe an die Scheibe einer Wagentür und erkundige mich, wenn sie endlich die Köpfe in meine Richtung gedreht und die Scheibe heruntergekurbelt haben – und es dauert, finde ich, unnatürlich lange, ehe sie dies tun –, in einem scharfen Tonfall nach irgendeiner Straße in der Nähe. Es gibt Tage, da starre ich sie höhnisch an. Es übermannt mich momentan ein Überlegenheitsgefühl, das mir gleich darauf ebenso unangebracht wie lächerlich erscheint. Oft genug geht es mir nämlich nurmehr darum, rechtzubehalten, mir selbst zu beweisen, daß dieser oder jener Verdacht keineswegs aus der Luft gegriffen war, daß ich sehr wohl noch bei Troste bin und nicht etwa Hirngespinnsten nachjage.

Man muß sich, glaube ich, einmal in einer ähnlichen oder in der gleichen Lage befunden haben, um zu begreifen, wie erleichtert ich war, als ich mit Sicherheit wußte, daß sich jemand während meiner Abwesenheit in meiner Wohnung aufgehalten hatte. Denn anfangs hatte ich bei meiner Rückkehr immer nur den Eindruck, in meiner Wohnung hätte sich irgendetwas verändert, obwohl ich allein hier lebe. Anfangs war ich immer nur

momentan überaus irritiert, unterließ es jedoch, diesem Gefühl nachzugehen.

Du hast dich eben getäuscht, sagte ich mir auch, als wieder einmal bei meiner Rückkehr meine Schreibtischlampe ausgeschaltet war, die ich, einer langjährigen Gewohnheit zufolge, einer regelrechten Marotte, könnte man sogar sagen, den Tag lang brennen lasse, gleichgültig, ob ich nun am Schreibtisch sitze oder nicht, gleichgültig, ob ich zuhause bin oder nicht. Erst, wenn ich zu Bett gehe, knipse ich diese Lampe aus.

Überzeugt war ich allerdings trotzdem nicht recht, daß ich die Lampe, ohne mir dessen bewußt zu sein, schon wieder einmal in einem Anflug von Zerstretheit oder Geistesabwesenheit ausgeschaltet haben sollte. Deshalb schrieb ich von diesem Tag an täglich vor dem Verlassen meiner Wohnung auf einen Zettel: Lampe brennt, und versah diese Notiz mit dem jeweiligen Datum.

Vier Wochen später, rund gerechnet, schloß ich die Wohnungstür auf, betrat die Diele und stellte mit einem Blick durch die offene Tür meines Arbeitszimmers fest, daß die Schreibtischlampe von neuem ausgeschaltet worden war.

Man muß sich die Situation einmal vor Augen führen. Ein Bürger dieses Landes, der sich, zweifellos durch Pressepublikationen und Fernsehberichte hellhörig geworden, wegen eines zunächst völlig haltlosen Verdachts tagtäglich, so aberwitzig ihm dies mitunter auch vorkommt, notiert, daß seine Schreibtischlampe beim Verlassen der Wohnung brannte, kommt, nachdem er ein paar Besorgungen getätigt hat, nachhause und stellt fest, daß diese Lampe während seiner Abwesenheit ausgeschaltet wurde. Ansonsten ist, so scheint es zumindest auf den ersten Blick, alles, wie er es zurückgelassen hat. Trotzdem oder, besser gesagt: gerade deswegen läuft es ihm kalt den Rücken herunter.

Hätte man, dachte ich mir damals, in der Zwischenzeit meine Möbel, mein Geschirr in Stücke geschlagen, hätte man meine Manuskripte, Bücher, Kleider zerfetzt, so könnte ich mich jetzt zur Wehr setzen. Ich könnte die Polizei alarmieren. Ich könnte Anzeige gegen Unbekannt erstatten. Ich könnte veranlassen, daß ein Ermittlungsverfahren in Gang gesetzt wird. Statt dessen hatte ich keinerlei Handhabe. Das Haarsträubende war ja gerade die Geringfügigkeit der Veränderung. Weniger handgreiflich, meine ich, als mit dem Ausknipsen einer Lampe, als mit dem Druck einer Fingerkuppe auf einen Knopf, einer möglicherweise mechanischen, ganz und gar unaufwendigen Maßnahme, die vielleicht einem überaus sparsamen Menschen unterlaufen war, hätten mich die ungebetenen Besucher, die hier ein und aus gehen, von ihrer Anwesenheit nur schwerlich in Kenntnis setzen können. Und vermutlich wäre ich in einer psychiatrischen Anstalt gelandet, wenn ich der Polizei erzählt hätte, daß in meiner Wohnung während meiner zweistündigen Abwesenheit irgend jemand meine Schreibtischlampe ausgeschaltet hatte. Ich hatte ja nicht einmal einen Zeugen, der bestätigen konnte, daß diese Schreibtischlampe bei meinem Weggehen angeschaltet war.

Um einen solchen Zeugen zu gegebener Zeit zur Hand zu haben, hätte ich einen Mieter hier im Haus, zum Beispiel Franz W. oder Peter H., beides Schriftsteller, die vor mir in meiner jetzigen Wohnung gewohnt haben, vier Wochen lang Tag für Tag hereinbitten müssen, nur damit sie sich vergewissern konnten, daß diese Schreibtischlampe bei meinem Weggehen angeschaltet war. Sowohl Franz W., der hier vor etwa eineinhalb Jahren ausgezogen ist, als auch Peter H., der hier vor fünf Jahren ausgezogen ist, haben für alle erdenklichen Verrücktheiten eine Menge übrig. Für diese spezielle Art von Verrücktheit hingegen,

fürchte ich, kann ich so leicht keinen gewinnen, weder sie noch sonstwen.

An jenem Tag habe ich jedenfalls meine Wohnung in aller Stille meinerseits durchsucht, stundenlang, obwohl sie höchstensfalls achtzig Quadratmeter groß ist. Worauf ich gestoßen bin, das waren lediglich Fingerspuren, das heißt die Spuren des Zeigefingers, Mittelfingers, Ringfingers und des kleinen Fingers einer rechten Hand auf der Staubschicht, die sich hinter meinen Büchern im Lauf der Zeit auf den Holzbrettern der beiden Bücherregale abgesetzt hat. Es waren die Fingerspuren einer verhältnismäßig schmalen Hand – nur die Spur des Daumens fehlte –, die offensichtlich hinter den Büchern entlangefahren war, um festzustellen, ob dahinter irgendetwas lag oder vielmehr versteckt worden war. Die Spuren konnten allerdings auch von einem Besucher stammen, ich meine: von einem erwünschten Besucher.

Ich erzählte die Sache zunächst Peter H., der, wie gesagt, vor fünf Jahren aus dieser Wohnung, einer Mansardenwohnung, ausgezogen und in eine Wohnung im gleichen Haus gezogen ist, die ein Stockwerk tiefer liegt. Ich zeigte ihm die Fingerspuren auf dem Staub hinter den Büchern im Regal. Er lachte leise auf. Was für ein Dilettantismus, meinte er und er erkundigte sich bei mir, ob mir nicht schon aufgefallen sei, daß vor unserem Haus und auf der gegenüberliegenden Straßenseite stundenlang Leute in parkenden Fahrzeugen saßen. Sein Türschloß, fuhr er fort, funktioniere nicht mehr richtig und seine Manuskripte lägen in einer anderen Reihenfolge als der, in der er sie zurückgelassen habe. Ich erinnere mich genau, daß ich den zweiten Teil meines Buchs auf den ersten Teil gelegt habe und nicht den ersten Teil auf den zweiten, sagte er, wechselte dann

jedoch recht abrupt das Thema und fing, ohnehin beim Herkommen schon leicht angetrunken und nach zwei Gläsern Wein nahezu betrunken – denn er verträgt wenig Alkohol und trinkt zu viel und viel zu hastig –, wie immer, wenn er betrunken ist, über die Funktion der Dichtung und die Rolle des Dichters in dieser Gesellschaft zu reden an.

Außer ihm erzählte ich die Sache zunächst nur Heinz F., der in nächster Nachbarschaft wohnt. Von ihm, wohlgemerkt nicht von Peter H., erfuhr ich, daß zu der Zeit, da Peter H. meine jetzige Wohnung gemietet hatte, Terroristen, und zwar der Terrorist P. und die Terroristin H., hier Unterschlupf gefunden hätten. In einer Erzählung, meinte Heinz F., hätte sich Peter H. mit diesem Lebensabschnitt, da er mit Terroristen und Terroristenanwälten befreundet gewesen sei, auseinandergesetzt.

Ich war, als ich das hörte, so grotesk es klingen mag, momentan fast beruhigt. Miteinemmal hatte ich für die ganze Angelegenheit, so unplausibel sie imgrunde blieb, zumindest eine Erklärung. Ich war, ohne es zu wissen oder auch nur zu ahnen, in eine sogenannte »ehemalige Terroristenwohnung« gezogen. Daß »ehemalige Terroristenwohnungen« von Zeit zu Zeit durchsucht werden, hatte ich in der Zeitung oder in einem Wochenmagazin gelesen.

Was mich an diesem Nachmittag irritierte, war lediglich die Tatsache, daß Heinz F. recht unvermittelt auf die geschiedene Frau eines Journalisten zu sprechen kam, die sich dererlei eingebildet und nach mehrfachen Aufenthalten in Nervenkliniken Selbstmord begangen haben soll. Ich war ein wenig gekränkt, daß er mir seine Zweifel am Wahrheitsgehalt meiner Geschichte auf diese Art und Weise zu verstehen gab. Schließlich war er der erste, der dies tat. Der letzte war er keineswegs. Zeitweilig neigte ich dazu, meine Freunde und Bekannten nur